



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Lateinische Dichtungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

„Scivias“ (Wisse die Wege). Der Ruf dieser Visionen verbreitet sich weit über Deutschland, 1147 veranlaßt der Erzbischof Heinrich von Mainz die päpstliche Approbation durch den eben in Trier weilenden Eugen III. Damit ist die Seherin kirchlich beglaubigt, ihr Ruf nimmt immer märchenhaftere Formen an. Im gleichen Jahre rät ihr ein Gesicht die Verlegung des Klosters, gegen heftigen Widerstand der um die Anziehungskraft des Disibodenberges besorgten Mönche führt sie den göttlichen Auftrag und errichtet auf dem Rupertsberg über Bingerbrück ein neues Kloster mit allen Gesundheitsvorrichtungen: fließendes Wasser in allen Zellen, Verordnungen zur Zahnpflege usw. Auf Reisen nach Franken, Schwaben, Lothringen und dem Niederrhein zieht sie große Volksmassen in ihre öffentlichen Predigten. Von zahlreichen Seiten wird sie um Rat gefragt, in politische Streitigkeiten hineingezogen, um die Zukunft angegangen; der Kreis um sie hat nach ihrem Tode (1179) einen großenteils gefälschten Briefwechsel herausgegeben, der sie als scharfe Mahnerin und Rügerin der Kaiser, Fürsten und Päpste zeigt. Da auch in ihren Visionen das Leben der Geistlichen rückhaltlos getadelt wird, so verbreitete sich ein legendärer Ruf ihrer kirchenkritischen Einstellung, der eine ganze Pseudoliteratur von Visionen und Prophetien hervortrieb; im 16. Jahrhundert ist sie immer wieder als Kronzeugin der Reformation beschworen worden. Sie war eine einzigartige Erscheinung und ist von der Kirche nie heiliggesprochen worden; alle Einleitungen zur Heiligsprechung sind ergebnislos ausgegangen und nur durch Gewohnheit und stillschweigendes Gewährenlassen ist sie zur „heiligen“ Hildegard geworden.

Eine unablässig und machtvoll arbeitende, in Bildern und Geschehnissen überschwellende Phantasie, ein tiefbohrender, die Geheimnisse der gottgeschaffenen Natur umfliegender Geist, eine tiefe Verbundenheit mit allen Dingen der Natur, aus Volkswissen und Volksbrauch genährt, dazu ein dichterischer und musikalischer Gestaltungstrieb, das alles vereint sich bei Hildegard mit einer ins Krankhafte hinüberspielenden visionären Anlage, die unter Ohnmachten und Schmerzen schafft und ganz aufs Visuelle gerichtet ist.

auf Gesichte von Licht und Finsternis, Glanz und Dunkel. Ihr Weltbild ist von antiker und biblischer Tradition geprägt, aber mit ungemainer Lebendigkeit und in dräuenden dämonischen Gegensätzen geschaut. So ragen ihre Visionen oft in Dantesche Nähe. Alles Kosmische, Sittliche, Religiöse stellt sich ihr in machtvoll bewegten Bildern dar, die in ihren drei Büchern „Scivias“ (Wisse die Wege), „Liber divinatorum operum“ (Das Buch von den göttlichen Werken) und „Liber vitae meritorum“ (Das Buch vom verdienstlichen Leben) gesammelt sind. An die Visionen reiht sich die mystisch-allegorische Auslegung, für die zum Teil ihre Helfer, in späteren Jahren der Wal-lone Wipert von Gembloux verantwortlich sind, die ihr beim Stilisieren ihrer lateinischen Niederschriften halfen. Da sieht sie schimmernde Seen, lichtstrahlende Nebel, Lichtwolken, die mit schreckenvollen Finsternissen kämpfen und Sonne und Mond in sich erscheinen lassen, und in der Sonne ist ein Löwe, im Monde ein Steinbock, der Löwe folgt der Sonne in ihrem täglichen Laufe und zerreißt viel Beute. Eine andere Wolke ist voller böser Geister, sie läßt Geifer unter die Menschen fallen, bläst wüsten Nebel und schwärzesten Rauch über die Erde hin, reizt zu Laster und Verbrechen. Und in all diesen Dingen webt Gott der Ewige, dessen Ewigkeit Feuer, aber nicht schweigendes, sondern wirkendes Feuer ist. „Denn Gottes Gewalt ordnet und leitet alles wie das Haupt den ganzen Körper über alles Geschöpfeswissen und Geschöpfesdenken hinaus in der Klarheit seiner Mysterien und Geheimnisse. Also schafft er auch vernünftiges Leben, daß nämlich die Augen sehen, die Ohren hören, die Nasen riechen und der Mund Worte der Vernunft hervorbringt. Gott ist also das Haupt aller Gläubigen, doch offenbart er nicht alles, was im Geheimnisse der Gottheit ruht, weil in ihm das geheimnisvolle Leben des verborgenen Lebens ist. So wird von Gott alles Erschaffene getragen“ (Liber vitae meritorum I 1,5, Übers. v. Johannes Bühler). Gott hat mit Vorbedacht das Böse in die Welt gebracht, sie dem Streite der guten und bösen Geister ausgeliefert, um auf diese Weise sein Volk zu reinigen; die in die Irre gegangen sind, aber sich durch Buße entschützt haben, tragen die Kraft in sich, die bösen Geister zu

überwinden. Die Welt der rheinischen Seherin ist eine ewigbewegte, ringende, streiterfüllte, sich im Zwiespalt und in der Anfechtung vollendende Welt.

Wer das Höchste im gestalteten Bilde schaut, ist der Natur nahe. Hildegard von Bingen ist eine der größten Naturforscherinnen aus eigendentscher Art. In der „Physica“ gibt sie die Naturgeschichte in allen ihren Teilen, darunter eine wertvolle Flora des Nahetales, in den „Causae et curae“ (Ursachen und Heilmittel) eine ausgeführte Behandlung der wichtigsten Krankheiten mit zahlreichen Ratschlägen der Volksmedizin, wobei die deutschen Volksausdrücke in den lateinischen Text eingefügt werden. Auch hier schaut Hildegard eine immer bewegte Welt: im Körper des Menschen bekämpfen sich Seele und Fleisch, die Kräfte des Warmen und des Kalten, dazu entscheidet das richtige Verhältnis der Blutflüssigkeit; Einflüsse der Luft und der Winde, der Sonne und des Mondes treten hinzu und müssen bedacht werden. Alle Schilderungen und Heilungsvorschläge der Seherin sind von dieser durchaus dynamischen, mit Kräftegegensätzen und ihrem Ausgleich rechnenden Naturansicht bestimmt. Wir stehen auf der ersten Stufe eines langen Weges deutschgearteter Naturwissenschaft, der zu dem Cusaner, zu Paracelsus und Goethe weiterführt.

Die Dichterin lebt aus dieser Naturverbundenheit. Auch sie schaut und verleibt in Bildern, sieht überall die Dinge der Natur das Hohe und Göttliche spiegeln. So klingt ihre Mariensequenz aus reinstem Naturempfinden:

„O allergrünstes Reis, begrüßt seist du, daß du dich im Windhauche der Erwartung der Heiligen erhobst, als die Zeit gekommen war, daß du in deinen Zweigen blühen solltest.

Gruß dir und abermals Gruß, denn Sonnenglut kochte in dir wie Balsamgeruch. Aus dir ersproßte die herrliche Blume, die den lechzenden, schon vertrocknenden Kräutern Duft verlieh. Und alle erschienen nun in voller Blüte.

Die Himmel sandten Tau dem Grase, die Erde ward froh, denn ihr Schoß brachte Getreide hervor und die Vögel des Himmels bauten in ihr ihre Nester.

So ward den Menschen Speise, den Speisenden große Freude. In dir, liebliche Jungfrau, ist Wonne ohne Ende.“

So dichtet sie ihre Hymnen an Engel, Apostel, Märtyrer, so ihr Festspiel auf den Heiligen Rupert und ihr selbstvertontes Singspiel „Ordo virtutum“ (Reigen der Tugenden), das den Kampf der Tugenden und Laster um die menschliche Seele allegorisch schildert: „Seele, sei stark, hülle dich in die Waffen des Lichtes!“ rufen die Tugenden in echt Hildegardschem Vertrauen auf die Kraft der guten Geister in der leiddurchkämpften Welt. Auch ihre Hymnen vertonte sie selbst, eine Liebhaberin der Musik, die sie für die einzig gerettete Habe des Paradieses, den Widerklang seiner verschollenen Harmonien erklärte. Nimmt man zu diesem visionären, naturwissenschaftlich-medizinischen, dichterischen und musikalischen Werke ihre Homilien, die Erklärung der Benediktinerregel und des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, die Lebensbeschreibungen des heiligen Rupert und Disibod, den reichen Schatz ihrer Briefe, nimmt man dazu ihre seltsame Erfindung einer Geheimsprache (Gott: Aiganz, Engel: Aieganz, Mann: Jur, Frau: Vanix, Apostel: Sonziz usw.), so erstaunt man vor der Fülle einer unvergleichlichen Begabung, eines überströmenden, Gott und Welt umklammernden Geistes. Naturliebe und Frömmigkeit der rheinischen Seele vereinen sich zu einer überwältigenden Gestalt. Und an ihre Seite tritt die mildere, sanftere *Elisabeth von Schönau*, tritt der glaubensinnige, mit seiner Mystik um die Menschwerdung des Gottmenschen kreisende Abt *Rupert von Deutz* († 1135).

Eine ganz andere Gestalt aus späterer Zeit: *Cäsarius von Heisterbach*, der größte lateinische Novellist des deutschen Mittelalters. Wenn schon die rheinische Sibylle in ein halb legendäres Dasein hineinwuchs, so ist der bewunderte Verfasser der „*Miracula*“ selber zum Wunder und zur Legende geworden. Die Volkssage übertrug eine Entrückungslegende auf ihn: so wurde er zum „Mönche von Heisterbach“, der sein Kloster auf eine Stunde verläßt, um es ein Jahrhundert gealtert wiederzufinden; keiner erkennt ihn und man erzählt ihm die seltsame Geschichte von dem Mönche, der vor hundert Jahren verschwand. Cäsarius ist um 1180 zu Köln geboren, wurde Abt im Sieben-

gebirgskloster Heisterbach, wo er 1240 starb; er verfaßte wichtige Darstellungen kurkölnischer Geschichte, einen „Catalogus archiepiscopum Coloniensium“ und eine Lebensbeschreibung des heiligen Engelbert — sein dauerhaftes Werk aber ist der „Dialogus miraculorum“ von 1223. Auch in ihm lebt die Naturverbundenheit, die sich vor allem in seinen zahlreichen, liebevoll geschauten Tiergeschichten kundtut. Aber wenn bei Hildegard der reine Natursinn auch bei Übernahme des kirchlichen Weltbildes erhalten blieb, eine organische Weltansicht sich immer durchsetzte, so begegnet bei Cäsarius eine wunderlich verworrene Mischung des Christlich-Kirchlichen und Volkstümlich-Abergläubischen, eine verteuflte, dämonisierte, von Schrecknissen, Zufällen und grausig phantastischen Wundern durchwirkte Welt. Da steigt der Kruzifixus vom Kreuze und ohrfeigt einen in der Messe schlafenden Mönch; vor einem Ritter aber, der dem gefangenen Sohne des Mörders seines Vaters das Leben schenkt, verneigt er sich. Als man nach zwanzig Jahren das Grab eines klösterlichen Schreibers öffnet, der viele fromme Bücher geschrieben hatte, findet man die rechte Hand unversehrt inmitten der Verwesung. Zwei verfeindete Bauern werden „durch Gottes Willen“ in das gleiche Grab gelegt; da kehren die Leichen einander den Rücken zu, und man muß den einen an andere Stätte betten. Ein Laienbruder aus Zinna fährt über die Elbe, kann dem Fährmann den Lohn nicht zahlen, da er kein Geld bei sich hat, gelobt die Zahlung bei seinem Orden; als er stirbt, ohne sein Versprechen erfüllt zu haben, kehrt die unruhige Seele in den Körper zurück, erzählt ihre Sorge, der Abt sendet das Geld und der Laienbruder verscheidet zum zweiten Male. Tote werden lebendig, Kranke geheilt, Dämonen quälen und fahren aus, das Feuer wird beschworen, aber ein Fischer verbrennt sich an kaltem Wasser, Sünde und Reue, Strafe und höllische Glut — eine christlich verzauberte Welt, in der das Wunderbare ans Lächerliche und Burleske grenzt: in einem Zimmer, wo eine Frau gebiert, dreht sich der Kruzifixus an der Wand aus Schamhaftigkeit um. Antike und Orient, christliche Legende und deutsche Volksage, Artusfabel und Tiergeschichte erscheinen hier in buntem Wechsel. Neben der lieblichen

Bienenlegende — von den Bienen, die um die verlorene Hostie mit Waben ein schimmerndes Gebäude schufen — steht die Erzählung vom Schultheiß von Kolmere, der in den feuerspeienden Berg Vulkanus gerufen wird, jene Erzählung, die Scheffel in seinem „Enderle von Ketsch“ gestaltet hat. Ein Gewirr des Erhabenen und Lächerlichen, Reinen und Unreinen, aber mit großer Lebendigkeit erzählt, mit der greifbaren Lebenswirklichkeit von bestimmten Orten, benannten Personen, von Alltagshelle erfüllt, ein Sittenspiegel der Zeit, der fesselnde Aufschlüsse vom Leben aller Stände gibt. Auch dieses Riesenwerk von 700 Novellen hat etwas Einziges in seiner Art, trägt einen universalen Zug als das umfassendste lateinische Erzählwerk des deutschen Mittelalters.

Und nun eine dritte, ganz andere Gestalt lateinischer Dichtung: der *Archipoeta*. Das reichstreue Rheinland sendet dem ringenden Staufertum einen seiner wirkungsvollsten Propagandisten. Wir wissen nicht, woher er stammte, kennen nur aus den Anspielungen seiner Gedichte einige Lebensumstände. Aber er reiste und dichtete im Gefolge von Friedrich Rotharts größtem Staatsmann und Helfer, des Niedersachsen Rainald von Dassel, der als italienischer Kanzler zugleich Erzbischof von Köln war (1159—1167). Es ist die Zeit der streitbaren, das Reich verteidigenden Erzbischöfe und Kanzler; an Rainalds Seite tritt jener Christian von Buch, der als Erzbischof von Mainz mit Hildegard von Bingen in Streit geriet und das Interdikt über die rheinische Seherin verhängte; beide sind in Italien im Reichsdienste gestorben. Der Gefolgsmann des Kölner Erzbischofs, der vagierende Kleriker zeigt unverkennbar fränkische Art: eine souveräne Freiheit des Geistes, die über eigene Schwächen und Laster, über Krankheit und Zerstörtes mit gebietender Ironie lächelnd zu triumphieren weiß, eine geniale Meisterschaft wortspielenden Witzes, klangspielender, geistreicher Versgestaltung, ein unbefangener, weltfreudiger Genießerwille und zugleich der erhabene Blick in die universale Weite des staufischen Imperialismus. Neun Gedichte und ein kleines Bruchstück sind durch Zufall erhalten, in einer Göttinger Handschrift sieben Bittgedichte an seinen Herrn, die um Geld und

Hilfe flehen, Bettelgedichte, um es offen zu sagen, aber von einer schalkhaften, einer selbstironischen Satire, die der Kritik die Waffen raubt. Aus einer anderen, Brüsseler Handschrift sind das Preislied auf Friedrich Barbarossa und die berühmte „Beichte“ erhalten, die auch in anderen Handschriften erscheint, in den *Carmina burana*, der großen Sammlung der Vagantenlyrik, um als Trinklied der Studenten bis ins 20. Jahrhundert fortzuleben. Zerstreute Trümmer eines nur zu ahnenden Werkes, das dem größeren, tieferen Werke Walthers von der Vogelweide vorausgeht.

Die uns bekannten Gedichte reihen sich in den Jahren 1160—1165: ein Teil ist in den italienischen Feldzügen Rainalds von Dassel entstanden; Orte wie Köln und Novara werden als Aufenthaltsorte genannt. Da der Erzpoet immer wieder von einer schleichenden Krankheit, scheinbar der Schwindsucht, redet, von der er in Salerno Heilung sucht, so wird sein Tod bald nach 1165 erfolgt sein, in noch jugendlichem Alter. Sein persönlichstes Gedicht, die „Beichte“ (*Poetae confessio*), läßt am tiefsten in sein Innenleben schauen; hier gesteht er die leichtherzigen Wege seiner Jugend, wie er der Venus „liebliche Mühe“ sucht (*quidquid Venus imperat, labor est suavis*), im Spiele sein Geld verwirft, sein Leben zum Schenkenleben macht (die als Trinklied fortlebenden Verse „*Meum est propositum in taberna mori*“, In der Schenke will ich sterben). Mit der epigrammatischen Schärfe seines Stiles, die sich an Gegensätzen erfreut, zeichnet er das verworrene Bild seines Wesens: „Ich suche meiner Würdige und gerate unter die Erbärmlichen“ (*Quero mihi similes et adjungor pravis*). Es ist das sozial ungesicherte Dasein des Vaganten, der von Lust und Laune seines Herrn abhängig bleibt, das Leben eines von frühem Tode Gezeichneten, der die raschen Tage zu flüchtigem Genuß bannen will; ihn entsüht seine Offenheit, das unbefangene selbstenthüllende Bekenntnis, das Menschliche - Allzumenschliche ohne Maske und Heuchelei.

Der höhere Sinn dieses Lebens liegt im Aufblick zu Kanzler und Kaiser, zum Gedanken des Reiches. Dem Preisliede auf Rainald (*Laus Reginaldi*) reiht sich das Bruchstück eines gleichen Liedes, in

dem der Erzpoet die antikisch eherne Formel für den bewunderten Kanzler findet:

Ne sit fama mendax de te
vita famam superas.

Damit der Ruhm nicht an dir zum Lügner wird,
überwindest du durch dein Leben den Ruhm.

Im Preisliede auf Friedrich Rothbart „Ave Caesar!“ ersteht das Bild des „Fürsten der Fürsten dieser Erde“ (*prinzepts terrae principum*), der auf Gottes eigenen Befehl zum König über alle Könige eingesetzt ist und in Gottes Volke das Schwert der Rache und den Schild des Schutzes empfangen hat. Er ist der Gesalbte des Herrn (*christus domini*), der das römische Reich wieder auf seine einstige Höhe erhebt, der die Langobarden, die Feinde aller gesetzlichen Ordnung, niederwirft und als ein neuer Karl der Große (*repraesentat Carolum dextera victrici*) Friede und Gerechtigkeit sichert, nachdem ihm der Erzkanzler den Weg bereitet und die Erde unter das kaiserliche Joch gezwungen hat. Im Sommer 1162, vor der Eroberung Mailands, ist das Gedicht geschaffen und vielleicht in dem kaisertreuen Novara dem zum Siege eilenden Herrscher übergeben oder vorgetragen worden. Der Erzpoet ist ein Anhänger kriegerischen Durchgreifens zur Wiederherstellung des alten Imperiums, er schließt sein Preislied mit der Mahnung an den Kaiser, auf seinem Wege unbeirrt fortzuschreiten:

Imperator nobilis, age, sicut agis!

Sicut exaltatus es, exaltare magis!

Fove tous subditos! Hostes caede plagis.

super eos irruens ultione stragis!

Edler Kaiser, tue, wie du tust!

Wie du dich erhöht hast, erhöhe dich weiter!

Hilf deinen Untertanen! Fülle deine Feinde,

stürze über sie mit der Rache der Vernichtung!

Das reichstreue Rheinland, das Land der Rainald von Dassel, Christian von Buch, Markward von Annweiler, Konrad von Scharfenberg, hat jederzeit hinter den staufischen Plänen gestanden und seine

Größe in der Größe des Reiches gesucht. Wenn neben dieser bedeutsamen lateinischen Dichtung sich nun eine noch bei weitem reichere und tiefgründigere deutsche Dichtung sich entfaltet, wenn Kurzepos, Großepos und das neue mittelalterliche Drama im rheinischen Kulturkreise ihre deutsche Geburt erleben, wenn die Rheinlande noch einmal in wirkungsvoller Art die dichterische Führung übernehmen, so geschieht diese geistige Entwicklung auf dem Hintergrunde einer politischen Entwicklung, in der die Rheinlande noch einmal und nun zum letzten Male das Herzland des Reiches sind.

Im Südteil der Rheinlande lag das Hausgut des salischen Kaiserhauses (1024—1125), vom Rheinlande aus und nur mit der energischen Unterstützung der rheinischen Städte hat der große Salier Heinrich IV. seinen Kampf für das Reich geführt. 1073 verjagten die Wormser Bürger ihren kaiserfeindlichen Bischof, 1074 standen die nach städtischer Freiheit verlangenden Kölner gegen Erzbischof Anno II. auf. Die Bürger von Speyer errangen 1111 von Heinrich V. das erste kaiserliche Stadtprivilegium mit der Anerkennung ihres Stadtrates, das sie mit goldenen Buchstaben auf die Front ihres Domes schreiben ließen; ein Jahr später, 1112, schlossen die Kölner ihre berühmte „conjuratio pro libertate“. 1152 und 1161 begegnen wir „Eidgenossenschaften“ der Trierer Bürger, und 1180 vollzieht Köln jene ungeheure Stadterweiterung, die mit einem Mauerkranze von vierzehn Kilometern Umfang die Hauptstadt des Niederrheins zur größten Stadt des Reiches und, im Zusammenhange mit dem klug und willenskräftig entwickelten Stapelrechte, zum Handelsmittelpunkte des deutschen Westens, zur beherrschenden Trägerin des flandrisch-brabantisch-englischen Handels erhebt. Das 11. und 12. Jahrhundert sehen den gewaltigen Aufstieg des Bürgertums in den Rheinlanden, eine machtvolle Entfaltung der Volkskraft — in einer Zeit, die den letzten glanzvollen Aufstieg des Reiches schauen darf, die Heiligsprechung des fränkischen Karl zu Aachen 1165, das weitberühmte Mainzer Hoffest von 1184, die Pracht der staufischen Kaiserpfalzen Lautern, Gelnhausen, Trifels, und in der sich doch bereits der beginnende Zerfall in die Territorialgewalten deutlich abzeichnet.